

Kampf um Michael

Hölle und Himmel eines Verbannten

Uebersetzung Roman-Verlag A. Schwabstein, München

Roman von L. Schubley

40. Fortsetzung.

Sautier ersuchte, vor den Fürsten geführt zu werden. Man geleitete ihn in den Trakt, in welchem die Zellen der Untersuchungsgefangenen lagen.

Mary Stevenson, welche sich vom Gouverneur die Erlaubnis zum täglichen Besuch Michaels erwirkt hatte, befand sich gerade bei ihm, als der französische Kommissar gemeldet wurde. Sautier trat sofort auf Michael zu und überreichte ihm die Brieftasche.

„Durchlaucht, ich weiß zwar nicht, ob Sie sich noch meiner erinnern, ich bin der Kriminalkommissar Sautier und bringe Ihnen aus Paris persönlich Ihre Audwelspapiere!“

In grenzenloser Überraschung blickte Michael auf seine, ihm nur zu wohl bekannte Brieftasche und den freundlich lächelnden Mann.

„Sie sind es doch, — dem ich an jenem Abend, nachdem mich der Apache überfallen, — in der Wachtube die Brieftasche zur Aufbewahrung gab?“

Tief bewegt reichte Michael dem kleinen bescheidenen Manne, der ihm seine Ehre und sein Selbst zurückbrachte, die Hand. „Wie soll ich Ihnen eigentlich danken, Herr Kommissar?“

„Es war nichts als meine Pflicht, Durchlaucht! — Aber nun soll ich Ihnen noch einen Gruß von jemand bestellen, — auf dessen Wunsch ich hauptsächlich die Reise nach Los Angeles unternommen habe“, sprach jetzt Sautier langsam und verlegten mit leiser Stimme. — „Von Angelika Verton!“

Michael taumelte wie von einem Schlag getroffen zurück. Er schloß die Augen, um den plötzlichen Schwund niederzukämpfen.

„Angelika!“ — murmelte er tonlos. — „Angelika Verton!“

— Sie lebt! — Und wie — geht es ihr?“

Mary Stevenson hatte sogleich die Veränderung in Michaels Gesicht bemerkt! Mit weitgeöffneten Augen blickte sie angstvoll auf ihn, die Hand auf ihr wild schlagendes Herz gekramend. War das jene Frau?

„Durchlaucht, — bei einer Vernehmung wegen des Apachen Emille Gaspard lernte ich Angelika Verton kennen und — auch schätzen! — Sie lag sterbenskrank in dem Hospital und hatte niemand, der sich um sie kümmerte. Als sie entlassen wurde, legten ihr die Ärzte nahe, daß sie nie mehr ihren einstigen Beruf ausüben dürfe. — Als ich eines Tages die Verlassene sah, meine Frau zu werden, — willigte sie ein und Angelika Verton ist nun Frau Sautier seit einem halben Jahre!“

„Als ich nun das Unglück hier in der Bar durch den Polizeifunk erfuhr und sie davon unterrichtete, bat sie mich, Ihnen mit allen Mitteln beizustehen!“

Michael stand da wie ein Schlafwandler. Langsam kehrte die Farbe in sein Antlitz zurück und seine Augen, die wie erloschen waren, bekamen wieder ihren Glanz.

Er wandte sich ab, um seine Erregung zu überwinden. Mary Stevenson aber atmete aus vollem Herzen auf. Es war ihr, als fielen lauter goldene Sternchen von der Decke der Gefängniszelle.

Sautier war selbst bewegt, als er sah, wie der Fürst in dem Andenken an Angelika verweilt war.

„Noch eine Frage, Durchlaucht! War das Geld, welches meine Frau eines Tages aus Le Havre bekam, von Ihnen?“

„Ja!“ erwiderte Michael und wendete sich wieder zu dem Kommissar. „Sie haben ein Recht darauf, auch den nachherigen Verlauf meines Schicksals zu wissen! — Als ich damals an jenem Abend in Paris, wo man mich zusammen mit dem Apache verhaftete, später von Ihnen aus dem Wachtlokal entlassen wurde, war ich am Ende meiner Kräfte. In einem Schwächeanfall und in völliger Erköpfung meiner Nerven ließ ich mich von einem Pont in die Seine fallen, um jeder weiteren Qual zu entgehen!“

„Ich habe es doch geahnt!“ — flocht hier Sautier ganz erschrocken ein.

„Und ich habe mir oft noch nachträglich Gewissensbisse gemacht, daß ich Sie nicht zurückbehalten habe!“

Michael nickte begütigend und fuhr fort.

„Zufällig kam in derselben Minute ein Motorboot der Miß Stevenson hier unter der Brücke hervor und ihre Leute merkten den Vorhang und fischten mich aus dem Wasser. Miß Stevenson, welche in Paris geschäftlich zu tun hatte, nahm mich in ihre Dienste. In Le Havre, wohin ich mich mit ihr begab, um auf ihrer Fahrt eine Reise nach der Südtsee anzutreten, sandte ich das Geld an Angelika ab. Später kamen wir dann hierher, wo ich durch Zufall in jener Bar meine Schwester Natascha sowie einen alten Kriegskameraden und später Wollanoff traf. Wollanoff hatte sie, und noch mehr Mitglieder der russischen Kolonie in Paris durch einen hinterhältigen Vertrag mit einem zweifelhaften Filmunternehmen hier nach Los Angeles gelockt. — In der Bar, wo ich meine Schwester wiederfand, hatte ich dann später den Zusammenstoß mit dem dazukommenden betrunkenen Grafen. Bei der Auseinandersetzung mußte ich mich seiner erwehren und schlug ihm die Faust ins Gesicht. Er stürzte aber unglücklichweise auf die Kante eines marmorenen Tisches und war sofort tot!“

„Ja, es ist außergewöhnlich merkwürdig!“ sagte Sautier nachdenklich. „Der Mensch ist wirklich nur ein Werkzeug der unerforschlichen Vorsehung und niemand kann sagen, in welche Kreise er hineingetrieben wird. Wäre jener Abend in der Polizeistube zu Paris nicht gewesen, so wäre Angelika Verton nie meine Frau geworden!“

„Sagen Sie versichert, Herr Kommissar, daß ich mich von Herzen freue, daß gerade Sie es sind und ich gönne Ihnen Ihr Glück, denn Angelika verdient es! Ich brauche Ihnen wohl nicht zu versichern, daß ich den Gruß Angelikas tausendfach erwidere! Und Sie werden später hoffentlich noch Gelegenheiten finden, Miß Stevenson hier zu erklären, in welcher Beziehung ich zu Ihrer Frau stand!“

Mary Stevenson hatte bis jetzt noch kein Wort gesprochen. Nun aber trat sie lebhaft auf den Kommissar zu.

„Ich darf Sie wohl bitten, Herr Kommissar, daß Sie für die Zeit ihres Hierseins mein Gast sind. — Sie können mich dann in dem Kampf um den Fürsten, den ich bereits auf amerikanische Art führe, ein wenig unterstützen! Michael, du bist nicht böse, wenn ich auf den Herrn sofort Verschlag lege!“

Sie verabschiedeten sich beide und ließen den Fürsten mit seinen Gedanken allein.

Es war eine Selbstverständlichkeit, daß Mary Stevenson noch am selben Tage die Presse informierte über die Ankunft

eines Kriminalkommissars aus Paris, welcher persönlich die verlorengegangenen Audwelspapiere Michaels überbrachte und damit einwandfrei die Echtheit der Person des Fürsten bekräftigt habe.

Geschickt ließ sie in die Berichte mit einfließen, daß es der gleiche Beamte sei, der in Paris den Getöteten als Falschspieler entlarvt habe. Da die Kalifornier sowieso als Nachkommen der alten Goldgräber und Wesslern den Falschspieler als den gemeinsten Lumpen ansahen, so war der letzte Rest einer eventuellen Teilnahme für Wollanoff verschwunden.

Da die erfolgten Enthüllungen des französischen Kriminalisten in eindeutiger Form zu Gunsten des Fürsten gingen, blieb dem Richter Kentford nichts übrig, als den Fall aus der Ruffenbar zur Verhandlung freizugeben.

Wie zu erwarten war, konnte der Verhandlungssaal nicht mehr überfüllt sein, als wie bei einem sensationellen Nordprozess. Hauptsächlich viele Größen aus der Filmwelt und alles, was sonst noch einen Namen hatte, war erschienen.

Richter Kentford hatte selbst den Vorsitz übernommen. Seine geheime Absicht, die Verhandlung zu einem Schauprozess erster Ordnung zu erheben, ging aber an der korrekten, zielbewußten Art des Verteidigers, den Mary aus San Francisco hatte kommen lassen, in die Brüche.

Mit einer unwiderstehlichen Sicherheit riß der noch junge Jurist die Fähring an sich. In seiner Schilderung der grundlegenden, moralischen Minderwertigkeit des getöteten Grafen gingen alle Vorwürfe Kentfords ins Leere und er mußte eine Abfuhr nach der anderen einstecken.

Kentford merkte allmählich trotz seines sturen Standpunktes, daß diese Verhandlung die größte Blamage seines Lebens werden würde, wenn er den Dingen nicht ihren ansässigen Verlauf ließe.

Der Anklagevertreter brachte es deshalb nur zu ganz lauen Begründungen seiner Anklage und gab den Geschworenen le-

ber Argumente zur Erwägung, ob nicht der Angeklagte im Verlauf des Abends nach dem Wiedersehen mit seiner Schwester, der Gräfin Wollanoff, doch die innerliche Absicht gefaßt haben könne, eine Tötung seines Widersachers und Feindes sowieso vorzunehmen! — Aber in Anbetracht der außergewöhnlichen Umstände plädierte er auf das geringste Strafmaß.

Joe Wilkins, der Verteidiger, erwiderte nur in wenigen knappen Sätzen.

Man habe den Unterschied im Charakterbild zwischen dem Angeklagten und dem Getöteten kennengelernt. Hier der tadellose Ehrenmann und dort der gewissenlose Verbrecher! — Der Defraudant, der Falschspieler und Seelenverkäufer, der bereits so tief gesunken war, daß er sich nicht scheute, seine eigene Frau und seine Landesknechte einem südländischen Betrüger zur Ausbeutung zu überliefern! — Ich brauche nur zum Schluß an jeden hier anwesenden Amerikaner die Frage zu richten: Würde er hinter einem europäischen Gentleman zurückbleiben, wenn er seine Schwester in den Händen eines solchen Schurken fände? — Und würde er denselben nicht ebenfalls zu Boden schmettern, — gleichviel, — ob er zur Hölle ginge oder nicht?

Ein minutenlanges, tosender Beifall brach nach diesen Worten im dichtgedrängten Publikum aus, den Kentford ohnmächtig sich bemühte, abzustopfen.

Das Gericht zog sich zur Beratung zurück und verkündete schon nach wenigen Minuten den Freispruch!

Tom Cawley hob Michael mit einem Griff seiner Riesensfaul über die Barriere und drückte ihn an seine Brust.

Im Triumph verließen dann alle das Gerichtsgelände. Um der vornehmen Gesellschaft von Los Angeles für ihre Sympathien zu danken und ihr Gelegenheits zu geben, den Fürsten und die Prinzessin Natascha und alle Beteiligten dieses Lebensromanes kennenzulernen, ver sprach Miß Stevenson, am folgenden Abend ein glänzendes Bankett zu geben.

(Schluß folgt)

Ein weitgerichtetes Ballspiel

Ein Spiel, das die Amerikaner heute mit Begeisterung spielen, ist „Pelota“, ein neues und doch sehr altes Spiel, denn in den bosnischen Provinzen Nordspaniens wird es schon seit 300 Jahren gespielt. In vielen potensischen Dörfern sind jetzt eigene Pelota-Plätze angelegt, auf denen drei Mauern errichtet sind, gegen die die Spieler die Bälle schleudern. Von den Spaniern lernten die Kubaner das Pelota-Spiel, und von diesen die Amerikaner. Auf Kuba nennt man das gefährliche Spiel „Jai alai“. Zum Pelotaspielen ist viel Platz erforderlich, ferner drei hohe Wände, ein Ball und zwei bis acht Spieler, von denen jeder seinen Schläger hat, der am Unterarm des Spielers festgeschnallt wird. Der Ball ist ungefähr so groß wie ein Tennisball und steinhart. Er legt eine Entfernung von 50 bis 75 Meter zurück, wenn er von einer Wand zur anderen fliegt. Nimmt der Ball eine falsche Richtung, so kann er ernstliches Unglück anrichten. Im Jahre 1934 wurde ein Pelotaspieler getötet.

Eine Wiege — vom Meer geschenkt

Auf Alcoa Castle, dem Familiensitz des Carlo of Kelle, steht noch heute eine alte Wiege und in einem großen Schrank liegt wohlverwahrt ein Kinderkleidchen — gut 150 Jahre alt. Man hat beides aufbewahrt, weil ohne diese beiden Dinge die Familie des Carlo of Kelle in dieser Art nie emporgelblüht wäre. Denn um diese Wiege rankt sich eine Geschichte, wie sie nur in Schottland geschehen kann — seltsam, mysteriös und beinahe ungläublich und doch durch die Familienbücher verbürgt. Wie noch heute, so wurde auch vor 150 Jahren die schottische Küste von schweren Stürmen heimgesucht. Nacht für Nacht tobte draußen Neptun in den Wellen. Mandes Schiff wurde bei Castle Adroch auf den Strand geweht. Und morgens konnte man dann oft die Leiber der Seeleute zusammengetragen und als Unbekannte auf dem Friedhof beisehen. Der Ozean und die Stürme kannten keine Gnade. Adam Gordon, eine Art Strandwächter, hatte viele Tragödien im Rauschen der Nacht miterlebt, ohne helfen zu können. Ihm lag dann morgens die Aufgabe ob, die Toten zusammenzutragen. Und wieder war ein Frühjahrssturm vorübergegangen. Ein Schiff, offenbar ein Schwede, war draußen festgelandet und wurde nun von den Fluten kurz und klein geschlagen. Morgens fand man am Strand eine Wiege — und in der Wiege lag friedlich schlafend ein Mädchen — ein Kind von drei bis vier Jahren. Man wußte nicht den Namen des Schiffes, man wußte nicht einmal ganz genau, ob es sich wirklich um einen Schweden handelte. Man behielt also das Kind in Castle Adroch und Adam Gordon adoptierte es. Jahre — schwere Jahre mit Stürmen und Tosen gingen ins Land. Die kleine Jane war

zu einem großen schönen Mädchen herangewachsen. Da kam wieder ein Sturm und wieder ging ein Schiff unter. Man rettete einen jungen Menschen — einen Schweden. Als er einen Tag später in dem Haus des Adam Gordon sah, sagte er auf einmal: „Zeitjam — vor 18 Jahren ist hier ein Schiff meines Vaters untergegangen. Und damals ertrank dabei meine Mutter — und auch eine kleine Schwester, die zwei Jahre jünger, fand den Tod...“ Gordon stutzte. Ihm war schon gestern die Ähnlichkeit zwischen dem jungen Gerechteten und der Jane aufgefallen. Einige aufblühende Worte, ein Hinweis auf ein Muttermal — und schon wußte man, daß ein junger Mann nach 18 Jahren durch eine Schiffskatastrophe seine für tot gehaltene Schwester

Eine „Lebenslängliche“ wird gesucht

Der periodische Steckbrief — Ein kleiner Irrtum — Amerikanische Justiz

Zum 17. Male erscheint in diesen Tagen in dem jährlichen Erinnerungsbuch der amerikanischen Bundespolizei der Steckbrief einer gewissen Blanche Palmer. Sie wird gesucht, weil sie eine Gefängnisstrafe, die auf lebenslänglich lautet, zu verbüßen habe. Man hat keine Ahnung, ob sie noch in den USA lebt, ob es ihr gelang, ins Ausland zu entkommen, ob sie irgendwo unter einem anderen Namen lebt — oder wie man oder wo man sie finden soll.

Dieser Fall Blanche Palmer ist wirklich ein Kuriosum in der amerikanischen Justiz. Man hat damals, vor 17 Jahren, versucht, einen Skandal daraus zu formen, indem man behauptete, gewisse hohe Beamte seien bestochen worden. Aber für diese gewagten Behauptungen ließ sich nicht der mindeste Beweis erbringen, so daß man alle dementisprechenden Untersuchungen einstellen mußte.

Kurz und gut: Mrs. Blanche Palmer war zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt worden, weil sie eines Tages in einem Nachtlokal den Mann erschoss, der sie heiratete, um in den Besitz ihres Geldes zu kommen und der dann mit einer anderen Frau hübsche Heiratsprojekte schmiedete. Wie üblich, wurde Mrs. Palmer bei der Urteilsverkündung mitgeteilt, man überweise sie an die Arkansas-Strafanstalt. So geschah es denn auch. Der zuständige Polizeibeamte aus Wynne, dem ursprünglichen Wohnort der Angeklagten und dem Gerichtsort, übernahm den Transport mit einem zu diesem Zweck herbeigeholten Gefängnisauto. Aber nun begannen seltsame Zwischenfälle. Als man in der Arkansas-Strafanstalt eintraf, wurde dem Fahrer mitgeteilt, daß er seine Aufgabe ebenso erfüllt habe wie der Polizeibeamte. Man könne ihnen darüber die Quittungen ausstellen.

wiebergeliefert hatte. Einige Wochen später reiste Jane mit ihrem Bruder nach Gothenburg, wo sich der Vater der Familie befand. Doch sie hatte Sehnsucht nach Joan Gordon, der echten Tochter des Mannes, der sie adoptierte. Schließlich waren die beiden Mädchen miteinander aufgewachsen. Joan kam zu Besuch nach Gothenburg, wo sie einen Schotten — Sir Robert Erskine — kennenlernte. Sie lernte ihn lieben, heiratete ihn und kehrte mit ihm — der später zum Earl of Kelle erhoben wurde — nach Schottland zurück. Und sie holte aus dem Haus der Eltern die Wiege herüber, die einst das Meer an den Strand gespült hatte. Denn diese Wiege war ja die Ursache des Glücks im Hause Kelle.

Nur einen Haken habe die Geschichte: in dieser Strafanstalt könnten keine Frauen aufgenommen werden. Sie sei nur für Männer eingerichtet.

Die beiden Transportbeamten bekamen ihre Quittungen und verließen die Strafanstalt. Man ließ also Mrs. Palmer allein zurück in dem Direktionsgebäude, wo man ihr mitteilte, man habe an sich keinen Grund, sie länger festzuhalten. Sie könne gehen, wenn sie wolle.

Und sie ging und — kehrte nicht mehr in die Hände der Justiz zurück. Was man ja verstehen kann, wenn man eine lebenslängliche Zuchthausstrafe zu verbüßen hat. Als man sich später nach dem Verbleib dieser Mrs. Palmer erkundigte, ergab sich, daß sie nirgendwo eingetroffen war, daß die Lebenslängliche einfach gar nicht lebenslänglich ins Gefängnis gekommen war. Und damit fehlte denn auch die Suche nach dieser verschollenen Lebenslänglichen ein. Man verfuhrte festzuhalten, wo der Fehler unterlaufen war. Der Richter mußte sich nachher geirrt haben, als er die Strafanstalt auswählte. Aber dann kamen die Beamten, die die Frau abliefern und sich nicht mehr um sie kümmern, die Gefängnisdirektion, die eine Gefangene laufen ließ, weil sie weiblichen Geschlechts war und in dieser Anstalt nur Männer untergebracht werden durften.

Rein, man fand sich in diesem Altwort nicht mehr zurecht. Man konnte eben nur Steckbriefe erlassen — auf lange, auf sehr lange Sicht, wie sich ergab. Heute weiß man nicht mehr wie die Verschwindene aussieht. Man verbreitet noch immer den Steckbrief von einst: „Gesucht wird — Blanche Palmer — Lebenslängliche Zuchthäuserin — usw. usw.“